

Helga Schubert und der Bachmann-Preis, meine Großtante Hanna und ich

von

Petra Hoffmann Zschocher

für



essayistisch | kritisch | divers

www.schwarz-auf-weiss.org

online seit: 29.06.2020

Helga Schubert und der Bachmann-Preis, meine Großtante Hanna und ich

Als ich unter den Autoren und Autorinnen, die beim diesjährigen Bachmann-Wettbewerb lesen würden, auch Helga Schubert fand, war ich überrascht. Nicht nur, weil die Autorin mittlerweile 80 Jahre alt ist, sondern vor allem deshalb, weil ich von ihr bereits in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts erste Texte gelesen hatte. Die Autorin gehörte zu den drei Helgas, Helga Königsdorf, Helga Schütz und sie, die ich damals neben Christa Wolf, Brigitte Reimann, Irmtraud Morgner und Maxie Wander gern las, weil sie stärker über die weibliche als die männliche Seite der Welt schrieben. Die interessierte mich damals mehr, entsprach auch eher meiner eigenen Befindlichkeit in der DDR.

Jahrzehnte hatte ich nichts mehr von Helga Schubert gehört oder gelesen. Jetzt las ich, dass sie 1980 schon einmal zum Bachmann-Wettbewerb eingeladen war, ihre Teilnahme aber an der nicht bewilligten Ausreise aus der DDR scheiterte. Damals wurde sie von Günter Kunert, diesmal von Insa Wilke eingeladen, und beide Einladungen sprechen sehr für die Autorin.

Sie las als erste am zweiten Tag, und gespannt verfolgte ich ihre Lesung. Vom ersten Moment an war ich in ihrem Bann und dem ihrer Erzählung „Vom Aufstehen“. In dem kurzen Moment vor dem Aufstehen erzählt sie von ihrem Leben, von ihrer Mutter, der Vielleserin, und ihrem Mann, einem Maler, der 50 Jahre lang für sie beide das Frühstück gemacht hatte und es nun nicht mehr kann. Sie schwelgt in Düften und lässt dabei Erinnerungen an das Leben und Sterben ihrer Mutter und ihre Beziehung zu ihr an sich und uns vorüberziehen. Im kurzen Moment, bevor sie aufsteht und für sich und ihren Mann das Frühstück bereitet, erzählt sie ihr ganzes Leben, das noch im Krieg begann und durch die DDR in eine gelasseneren Gegenwart führt, altersklug und sehr menschlich.

Ich liebte den Text sofort, er beschrieb von der Stimmung her auch mein Leben. Auch ich, nach dem Krieg geboren, habe Jahrzehnte in der DDR gelebt, mit Mutter und Bruder, und auch unsere Mutter war eine wenig mütterliche Frau.

In der anschließenden Diskussion zeigten sich auch die Juroren sehr angetan von Schuberts Text. Hubert Winkels bedankte sich für den „schönen Text“, der ihn berühre - nicht nur von der Geschichte, sondern auch von der Form her.

Philipp Tingler meinte, seit heute liebe er Helga Schubert. Der Text gefalle ihm, der Rahmen sei gelungen, der Zustand des Aufstehens, der ja auch ein Bewusstseinszustand sei.

Klaus Kastberger fand die Art und Weise, wie der Text vorgetragen wurde, sehr angenehm und befreiend. Der Text sei autobiografisch, und die Autobiografie halte man gemeinhin für eine einfache Form. Er halte Autobiografien jedoch für die komplexeste literarische Form.

Brigitte Schwens-Harrant meinte, es sei schön gewesen, zuzuhören. „Das Erzählen des Lebens ist auch eine Kunst.“ Der Text beginne am Anfang des Tages, handle aber auch vom Ende des Lebens. Zwei Frauenleben würden mit politischen Umständen verknüpft, so die Jurorin.

Insa Wilke sagte, der Text habe in ihr etwas zum Klingen gebracht. Er erzähle zwar von Katastrophen, aber auch davon, wie jemand mit dem Leben Frieden machen könne. „Sie habe sich gefragt, ob der Text pathetisch sei, das aber verneint. „Helga Schubert ist zwar keine Pfarrerstochter, verwendet aber christliche Motive, die hinterfragt werden.“ Sie rege an, mitzufragen und mitzudenken. Der Text sei eine große Liebesgeschichte und „raffiniert gebaut“. Sie sei sehr begeistert, sagte Wilke abschließend.

Das alles klang sehr erfreulich, und ich hoffte, dass Helga Schubert am Ende der Lesungen eine Favoritin für den Bachmannpreis sein würde.

Auf der am Sonntagmorgen verkündeten, alphabetisch geordneten Shortlist stand Helga Schuberts Name an fünfter Stelle. In der anschließenden Wahl für den Bachmannpreis gewann sie die Stichwahl gegen die 30-jährige Lisa Krusche aus Braunschweig.

In der Laudatio sagte Patin Insa Wilke, „Vom Aufstehen“ habe alle angerührt. Eine Frau liege im Bett und zögere das Aufstehen hinaus, ein klassisches literarisches Motiv, das Erinnern an die Mutter. 80 Jahre Leben, 20 Minuten Lesezeit – der Stoff hätte eine Geschichte der Katastrophe sein können, aber sie zeige, wie man Frieden mache. „Der Text lehrt das Lesen und das Leben, aber ohne zu Belehren.“ Sie dankte für diesen Text.

Helga Schubert zitierte anschließend sehr bewegt aus Ingeborg Bachmanns Dankesrede bei der Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden für das Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“: „Der Schriftsteller ist mit seinem ganzen Leben auf ein Du gerichtet“. Sie sagte, dass sie eigentlich in Anlehnung an Bachmanns Text „Das dreißigste Jahr“ ihren Bachmannstext „Das achtzigste Jahr“ nennen wollte. Sie habe ihn dann aber „Vom Aufstehen“ genannt, und damit an die letzten Sätze aus Bachmanns „dreißigstem Jahr“ angeschlossen: „Ich sage dir: Steh auf und geh! Es ist dir kein Knochen gebrochen.“

Das passt viel besser zum Text, dachte ich und freute mich mit Helga Schubert sehr über den wohl verdienten Bachmannpreis.

In den Tagen nach dem Bachmannwettbewerb las ich Helga Schuberts Text noch einmal und dachte dabei auch über mein eigenes Schreiben nach. Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts begann ich, Gedichte zu schreiben, aber außer einigen Tagebuchnotizen keine längeren Prosatexte. Nach dem Abitur wollte ich ursprünglich Germanistik oder Journalismus studieren. Aber da mir die Ideologie und das Menschenbild des SED-Staates damals bereits missfielen, studierte ich dann Chemie und geriet für lange Zeit in das naturwissenschaftliche Lager, in dem fast nur wissenschaftlich geschrieben wurde.

Erst 1989 begann ich, ernsthaft Tagebuch zu schreiben. Anfangs, um die schwierige Situation um mich herum besser zu verstehen und später, um die rasanten Änderungen im Land und in mir festzuhalten.

Aus den Tagebuchnotizen 1989/90 entstand mein erstes Buch, das aber erst 2009 erschienen ist¹. Danach überlegte ich lange, ob ich weiter schreibe oder es lasse, dachte, dass es auch ohne mich genug Bücher gibt, die herum liegen und die kaum einer liest. Ich beschloss, weiter zu schreiben, schreibe vorwiegend autobiografisch, mit einem gesellschaftlichen und zeitgeschichtlichen Bezug. Um einen Text wie den von Helga Schubert hinzubekommen, habe ich vielleicht zu spät begonnen, aber wie Helga Schubert und Ingeborg Bachmann, Christa

¹ Petra Hoffmann: Von der Montagsdemo zur Demokratie – Tagebuchnotizen 1989/90, Verlag Vorwärts Buch, Berlin 2009

Wolf und viele andere schreibe ich für ein Du. Ich habe etwas zu erzählen, was nur ich so erzählen kann, muss es für ein Du nur gut erzählen.

In meiner Familie gab es vor meiner Zeit schon eine Frau, die gern und gut schrieb. Hanna, die Tante meines Vaters und meine Großtante, geboren im März 1886 in Neustadt bei Leipzig. Als sie zehn war, starb ihr Vater, und ihre Mutter zog die drei Kinder allein groß. Trotz der bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnisse schaffte sie es auf das Lehrerinnenseminar in Leipzig, das sie zwischen 1902 und 1906 besuchte. Danach arbeitete sie bis zu ihrer Pension 1952 als Lehrerin an verschiedenen Leipziger Schulen.

Weihnachten 1902 begann Hanna, Tagebuch zu schreiben. Ihr erstes Tagebuch endet im Mai 1912 mit den Sätzen: *Das Buch ist zu Ende, und mich dünkt, es ist das Buch meiner Jugend gewesen, einer dunklen, entbehrungsreichen, schweren Jugend. Es war ein unaufhörlicher Kampf gegen Widerstände, aber es war doch wie der Weg des Bergsteigers: im Aufblick auf ein leuchtendes Ziel. Jetzt ist der Gipfel verhüllt, und den Weg sperrt ein Abgrund. Ich muss umkehren oder erliegen, aber zu danken brauche ich keinem.*

Im zweiten Tagebuch schreibt sie ausführlich über den Ersten Weltkrieg und den Tod ihres geliebten Bruders Richard, Vater meines Vaters und mein Großvater. Er starb als Soldat im September 1916 in der Somme-Schlacht, als mein Vater zwei Jahre alt war. Seine Mutter, meine Großmutter, blieb danach mit drei kleinen Kindern allein.

Im dritten, dem Kriegstagebuch, schreibt sie ausführlich und kritisch über den Zweiten Weltkrieg und die Zerstörung ihrer Heimatstadt Leipzig, im vierten, dem Friedenstagebuch, über die schweren Nachkriegsjahre in Leipzig, die Teilung Deutschlands, die frühe DDR bis zum Mauerbau und noch einige Jahre danach. Es endet im Juli 1967. Danach erkrankte sie und starb im Januar 1968 in einem Leipziger Krankenhaus.

Neben ihren Tagebüchern schrieb sie zwei Romane, 1910 und 1956, die aber beide nicht veröffentlicht wurden und verschollen sind.

Zur Ablehnung ihres zweiten Romans notiert sie im Juli 1957:

Dreimal vertröstete mich der Greifenverlag², ich solle noch ein wenig Geduld haben, die Entscheidung werde bald fallen. Ich entnahm daraus, dass dem Verleger mein Roman gefallen hatte, die letzte Entscheidung aber wohl ein politisch eingestellter Zensor hat. Jeden Morgen, wenn die Post kam, dachte ich: Wird eine Nachricht von Rudolstadt dabei sein? So vergingen vier Monate, vom 11. Februar bis zum 21. Juni. Ich hatte in der Qual der Erwartung nicht die Kraft, etwas Neues zu schaffen.

Am letzten Tag unseres Aufenthaltes in Hainstein, der beglückend war vor allem durch das herrliche Sommerwetter, kam das Manuskript zurück, mit ein paar höflichen Sätzen. Der Verlag habe sich nicht zur Annahme entschließen können, da der Roman einige Schwächen aufweise, vor allem zeuge er von einem billigen Optimismus. Den Optimismus gebe ich zu, denn mir lag daran, die guten und aufbauenden Kräfte in unserem Volke darzustellen – aber billig? Ich weiß mit diesem Wort nichts anzufangen, aber das ist auch nicht der wahre Grund der Ablehnung. Das Buch bemüht sich um Ausgleich, um friedliche Koexistenz zwischen der Arbeiterschaft und den anständigen Vertretern des Bürgertums. Aber in dem seit dem Aufstand in Ungarn verschärften politischen Kurs werden Klassenkampf und Klassenhass aufs Neue propagiert. Die Literatur hat nur den Zweck, an der Formung des sozialistischen Menschen zu arbeiten, heißt es in amtlichen Erklärungen. So muss ich wohl darauf verzichten, in meinen literarischen Arbeiten das fortzusetzen, woran ich in den Jahrzehnten meiner Lehrtätigkeit gearbeitet habe: freie Menschen zu bilden, gerechte und liebevolle, die klar im Denken und warmen Herzens sind.

Die Zeiten überlebt haben ihre Tagebücher, zwei Erzählungen und ihre Gedichte. Vielleicht gelingt es mir, ihr spät zu ein wenig literarische Aufmerksamkeit zu verhelfen.

² Der Greifenverlag wurde 1919 von Angehörigen der Wandervogelbewegung gegründet. Der schwarze Greif war ein Symbol dieser Bewegung. Mitbegründer und erster Geschäftsführer war Karl Dietz. Der Verlag bestand bis 1993, die Neugründung unter altem Namen zwischen 2009 und 2011. Im Thüringischen Staatsarchiv gibt es ein Findbuch Greifenverlag zu Rudolstadt (1913 – 1993), dort könnte sich eventuell der kurze Briefwechsel zwischen Verlag und Autorin Hanna Z. befinden.